

Religiöse Minderheiten in der Türkei und in Deutschland - am Beispiel der Kirche St. Thérèse

Felix Körner

Lassen Sie mich im Jahre 1985 beginnen. Die Religionspädagogin und damalige Vizedekanin der Theologischen Fakultät der Universität Ankara, Prof. Dr. Beyza Bilgin, wendet sich in jenem Jahr an den Vatikan. Sie äußert einen Vorschlag. Johannes Paul II., der damalige Papst, verwendete das Wort „Dialog“ gerne. Einen Dialog, so die Ankaraner Professorin, wolle man auch auf muslimisch-türkischer Seite. Man könne Theologen ins Gespräch bringen. Der Vatikan hat diese Anfrage an die Päpstliche Universität Gregoriana in Rom weitergeleitet. Seit jenem Jahr besteht ein Professorenaustausch: Jedes Jahr fliegt ein Professor aus Rom nach Ankara, um dort einige Wochen lang

*Religiöse Minderheiten in der Türkei und in Deutschland - am
Beispiel der Kirche St. Thérèse*

über das Christentum zu unterrichten; und jedes Jahr zieht ein Theologe aus Ankara nach Rom, um den dortigen Studenten Vorlesungen über den Islam zu halten. Im Jahr 2000 empfanden beide Seiten, ein solcher Austausch müsse intensiviert werden. Drei katholische Patres leben seither in Ankara. Teil ihrer Sendung ist der interreligiöse Dialog auf akademischer Ebene; ich gehöre zu dieser Gruppe.

Als wir hier ankamen, machten wir eine überraschende Feststellung. Wir waren die einzigen katholischen Priester für ungefähr 150 Familien, die Christen, türkischsprachig und nicht evangelisch sind, wenn ich das einmal so sagen darf. Denn für die verschiedenen freikirchlich oder großkirchlich evangelischen Gruppen gibt es diverse Seelsorgekonstruktionen in türkischer Sprache; aber nicht für die anderen, d.h. für die gregorianisch-armenischen, die syrisch-orthodoxen, die griechisch-orthodoxen und die katholischen Suryanis, Armenier sowie die lateinischen Katholiken türkischer Zunge. Sie kommen alle zu uns in die Kirche. Denn eine andere Kirche haben sie hier nicht, auch keine Geistlichen. Man könnte sagen, die Not lehrt uns, gemeinsam zu beten – und das lernen wir gerne.

Ich arbeite gerne mit den muslimischen Theologen zusammen; ich mache aber die Erfahrung, dass die Seelsorge für die hiesigen Christen immer mehr Raum und Gewicht bekommt. Aus meiner Arbeit möchte ich Ihnen vier Geschichten erzählen. Sie sind tatsächlich geschehen.

Die erste Geschichte ist die von Melisa. Melisa ist armenische Katholikin. Sie ist 78 Jahre alt. Ihre gesamte Verwandtschaft ist entweder gestorben oder in die USA ausgewandert. Sie selber hat wenig Geld. Auch ihre Verwandtschaft in den USA unterstützt sie nicht großartig. Die Gemeinde konnte ihr kürzlich „dritte Zähne“ finanzieren.

Sie ist zufrieden; nur manchmal wundert sie sich. „Ich wohne jetzt seit 25 Jahren im selben Haus. Eine meiner Nachbarinnen sprach mich letzte Woche an und sagt: Du bist doch Armenierin. Das ist ja interessant; woher kommst du denn?“ Die Familie von Melisa ist eine alt eingesessene Armenierfamilie. Ihre Antwort: „Ich komme von hier!“

Melisa begleitet mich gern, wenn wir auf den Friedhof gehen. Eine der Hauptaufgaben eines Priesters für die türkischsprachigen Christen in Ankara ist es, Beerdigungen zu feiern. Melisa bittet mich dann immer um einen kurzen Halt am Grab ihrer Familie. Sie deutet auch auf zerstörte Gräber. Ich kann nicht sagen, dass sie durch Gewaltanwendung Schaden erlitten haben. Ich weiß ja auch nicht, wie gut die Armenier sich um ihre Gräber kümmern können. An einigen Stellen aber scheinen die zerbrochenen Kreuz und Grabsteine nicht witterungsbedingt.

Die zweite Geschichte ist die von Ayşe. Ayşe hat den Weg mit ihrer Freundin zur Kirche gefunden. Sie bittet: „Ich möchte mit einem Priester sprechen.“ Meine Antwort: „Bitteschön, ich bin Priester.“ „Papaz“, nennt sie mich; sie spricht mich mit der Bezeichnung eines orthodoxen Geistlichen an. „Ich habe einen Priesterzauber,“ erklärt sie anschließend. Im Türkischen heißt es papaz büyüsü. Als ich davon zum ersten Mal hörte, dachte ich, die Menschen glauben, ein Priester hätte sie verzaubert. Einen solchen Glauben mag es geben. Ayşe aber glaubt das nicht. Sie sagt vielmehr: „Bitte beten Sie über mich, denn nur Sie können mich von diesem Zauber befreien.“ Wir haben uns in den letzten Jahren etwas eingehender über diesen papaz büyüsü informiert. Der anatolische Volksislam trägt schamanische Züge, wenn er den „Holy Man“, den Mittelsmann des Geistlichen braucht. Man glaubt, dass irgendein Frevel verübt wurde, z.B. ein Koranexemplar

Religiöse Minderheiten in der Türkei und in Deutschland - am Beispiel der Kirche St. Thérèse

geschändet wurde, und die dadurch freigesetzte böse Kraft auf einen Menschen gelenkt wurde. Weil diese böse Kraft nun auf mir ruht, geschieht mir Unglück. „Bitte beten Sie über mich!“

Wir haben uns angewöhnt, den Menschen etwa so zu antworten: „Nicht über Sie will ich beten, wir können zusammen beten.“ Aber ich bitte Ayşe und ihre Freundin erst in unser Sprechzimmer: „Setzen Sie sich. Erzählen Sie doch erst einmal, was Ihr Problem ist.“ So mache ich es immer, wenn jemand wegen eines „Priesterzaubers“ kommt. Sie haben gar nicht damit gerechnet, dass sie erzählen müssen; oder dürfen! Oft heißt die Gegenfrage, wie viel das kostet. Das kostet gar nichts.

Die Antwort wundert unsere Besucherinnen, denn sie sind von Hoca zu Hoca, den selbsternannten Heilern, gezogen, die bei den Heiligtümern von Ankara sitzen. Sie haben von ihnen oft Geld genommen. Das sind keine etwa vom Diyanet ernannten Religionsexperten; es sind Menschen, die sich selbst eine Heilungskraft zuschreiben. Wenn ihre Behandlungen erfolglos bleiben, sagen sie: „Ayşe, du hast eben einen papaz büyüsü. Da kann ich dir nicht helfen. Deshalb bist du jetzt dein Geld losgeworden, ohne Erfolg. Du musst zum Priester gehen.“ Ayşe sitzt im Wartezimmer und schüttet ihr Herz aus; ihre Freundin schweigt. Beide tragen übrigens das Kopftuch. Jetzt beginnt Ayşe zu weinen und erzählt: „Das ist das erste Mal, dass ich dies einem Mann schildere.“ In diesem Fall ist ihre Sorge: Sie bekommt keine Kinder. Ich sage: „Wir können gern beten, dass Gott euch Kinder schenkt. Aber warst du deswegen denn mit deinem Mann schon einmal beim Arzt?“ Da sagt sie: „Nein.“

Was können wir diesen Menschen vermitteln? Langsam wurde uns klar: Die Menschen sollen nicht nur Trost finden bei uns, nicht nur ein

Gebet hören oder einen Hoffnungsschimmer bekommen; sondern sie sollen ihre eigene Situation etwas klarer sehen und erkennen, was ihr nächster Schritt ist. Natürlich gehe ich nachher mit Ayşe in die Kirche. Anschließend ziehen die Frauen getröstet ab; wichtiger aber ist mir, dass Ayşe jetzt weiß, in ihrem Fall kann man auch zum Arzt gehen.

Die dritte Geschichte ist die von Agop. Agop ist 25 Jahre alt und verkauft Süßigkeiten. Er ist armenisch-gregorianisch. Sein Vater ist bereits gestorben. Agop ist als der älteste Sohn nun verantwortlich für die Familie. Er bittet uns, seine Adresse nicht in unsere Adressenkartei aufzunehmen. Warum nicht? Weil er nicht möchte, dass seine Geschäftspartner wissen, dass er Armenier ist. Er fürchtet, dadurch Nachteile zu bekommen. „Vor allem“, sagt er, „ist es für meine kleine Schwester schlecht, wenn bekannt wird, dass sie Armenierin ist. Denn sie sucht jetzt Arbeit; und man stellt sie als Armenierin nicht so gerne ein.“ Ob die Einschätzung von Agop zutrifft, weiß ich nicht. Bemerkenswert ist, dass er das Leben hier so empfindet.

Mit Agop und acht weiteren Christen aus Ankara bin ich im Jahre 2005 nach Köln gefahren. Papst Benedikt XVI. hatte die Jugend eingeladen, mit ihm den Glauben zu feiern. Agop brachte eine türkische Flagge mit nach Deutschland. Auf einigen Fernsehbildern können Sie Agop beim Wehen der türkischen Flagge sehen. Er lebt gerne in der Türkei, er liebt sein Land. Der gregorianische Armenier schwenkt in Deutschland vor dem römischen Papst die türkische Flagge!

Als letztes noch die Geschichte von Cem: Er ist 24 Jahre, Student und er möchte Katholik werden. Warum? Seine Großmutter war Polin. Seine Eltern zeigen kein Interesse an Religion. Er hatte sich einer evangelikal-freikirchlichen Gruppierung angeschlossen, die ihn nach weni-

*Religiöse Minderheiten in der Türkei und in Deutschland - am
Beispiel der Kirche St. Thérèse*

gen Wochen taufte. Nun will er aber, wie seine Großmutter, katholisch werden. Dafür muss er wie alle, die im Nahen Osten zur katholischen Kirche kommen wollen, mindestens drei Jahre warten. Er muss in dieser Zeit seine Entscheidung überprüfen, und die Kirche wird die Ernsthaftigkeit seiner Motive betrachten. Er muss den Glauben der Kirche verstehen lernen und einen Weg der Versöhnung gehen. Es gibt nur eine Handvoll Türken, die geduldig und offen genug sind, sich darauf einlassen. Cem lebt in schöner Harmonie mit seinen Eltern; seine Mutter ist sogar stolz darauf, dass der Junge so einen – wie sie findet – seriösen Anschluss gefunden hat. Aber obwohl es nicht einmal ein Dutzend Menschen auf dem Weg in die katholische Kirche in der gesamten Türkei gibt, löst der Gedanke, dass ein Muslim Christ wird, bei nicht wenigen Türken Angst und leider manchmal auch Hass aus. Umso wichtiger ist es, dass die kleine Gemeinde ihre Berufung vor allem darin sieht, der Versöhnung zu dienen.